

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Eine ungekannte Welt

Judäus

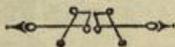
Frankfurt a. M., 1907

XIV. Rabbiner und Priester.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

XIV.

Rabbiner und Priester.



XIX

Stadtmagistrat und Rath

I.

Su Leipnik in Böhmen lebte vor etwa hundert Jahren ein armer Familienvater Namens Simon Jessel. Er suchte sich und seine Frau mit sechs Kindern durch einen armseligen Hausirhandel zu ernähren. Aber es reichte nicht. Der Mangel und die Noth hatten schon wiederholt an die Thüre geklopfelt; aber so schlimm wie jetzt war es noch nie. Es war um die Chanukazeit; draußen herrschte grimmige Kälte und frierend, sorgend, hungernd saß die Familie vor Tagesanbruch im ungeheizten Zimmer; sie wußten nicht, woher sie den heutigen Tag leben sollten. Bekümmert nahm der Vater den leeren Sack über die Schulter und ging hinaus in den grauen Morgen, um Brod zu suchen.

„Habt Geduld, Kinder, hoffentlich kann ich bald wieder zurück sein und kann euch etwas zu essen mitbringen. Jedenfalls bin ich aber, auch wenn es schlecht gehen sollte, heute Abend wieder rechtzeitig zurück, zum Anzünden der Chanukalichter.“

„Möge Dir der Himmel den Propheten Eljahu senden, daß er uns helfe,“ rief ihm sein wackeres Weib nach, „wie er dem frommen, armen Mann geholfen hat, dem er in einer Nacht den wunderbaren Palast erbaute. Gott segne Dich und behüte Dich, er lasse Dir sein Antlitz leuchten und sei Dir gnädig, er wende Dir sein Antlitz zu und gewähre Dir seinen Frieden!“

Dann ging die besorgte Mutter zurück, kleidete ihre beiden ältesten Söhne an, damit sie zum Morgengebet in das Beth Hamidrasch gehen konnten, die vier kleinsten schliefen noch in ihren Bettchen. Das fromme Biederweib nahm das Gebetbuch in die Hand und betete mit der ganzen Innigkeit eines gottergebenen Herzens das Morgengebet. Sie war noch nicht damit zu Ende, als mit ungestümer freudiger Hast der Mann zurückkehrte.

„Dein Wunsch, liebe Frau, hat sich erfüllt, rascher als wir es hätten ahnen können. Als ich eben die Judengasse verlassen und in die Hauptstraße eingebogen war, fuhr der Postwagen vorbei. Der Tag hatte gerade zu dämmern angefangen, und ich sehe, wie sich der hintere Postwagenverschluß öffnete und zwei Paquete herausfielen; ein kleines und ein größeres. Das kleinere steckte ich in meinen Sack, rief dann dem Postillon Riemer, den ich kenne, daß er halten solle, gab ihm das eine Paquet und ging mit dem anderen rasch nach Hause. Was meinst Du, was auf dem Paquet steht? Inhalt 30 000 Gulden!“

„Warum hast Du denn das Werthpaquet erst nach Hause gebracht und es nicht gleich dem Postillon zurückgegeben?“

„Wie kannst Du nur so thöricht fragen. Weil wir kein Holz und kein Brod haben und weil wir nun aller Sorge ledig sind, nachdem sich Dein Wunsch, daß der Prophet Eljahu helfen möge, sich sobald erfüllt hat.“

„Bist Du von Sinnen? Mein Wunsch? Ich habe doch nie gewünscht, daß Du ein Dieb werden mögest, und Du bringst noch gar den Propheten Eljahu mit dieser Unredlichkeit in Verbindung, Simon, ich kenne Dich ja gar nicht mehr.“

„Ich will ja das Geld nicht behalten. Ich will das Nöthigste anschaffen, vielleicht auch ein paar hundert Gulden daraus nehmen, damit ich ein ordentliches Geschäft anfangen kann, und sobald der Himmel seinen Segen dazu giebt, will ich auch das wieder zurückerstatten.“

„Sprich doch nicht vom Segen des Himmels in demselben Athemzug, in dem Du eine solche Schlechtigkeit beschönigen willst. Bin ich von Sinnen oder bist Du es, bist Du der brave, rechtschaffene Simon Jessel, als den Dich die ganze Gemeinde kennt, oder bist Du es nicht mehr? Sofort bringe das Geld zurück, und wenn Du nicht willst, so gieb es mir, und ich werde es auf die Post tragen.“

„Liebe Frau, Du bist ein Glück theurer als Gold und Edelsteine, aber wo sollen wir Brod und Holz für unsere hungernden und frierenden Kinder hernehmen, und Del für die Chanukalichte? Glaube mir, es ist eine himmlische Fügung, daß wir so rasch reich geworden sind, daß — — —“

„Was?“ unterbrach ihn heftig das Biederweib, „wir sind reich geworden? Reich, lehren unsere großen Weisen, ist derjenige, der sich seines Theiles freut. Könnten wir solchen Reichthums je froh werden, könnte ich Brod, könnte ich Kleider von gestohlenem Gelde anschaffen, ohne daß die Scham mich zu Boden zöge, ohne daß ich glaubte, die ganze Welt deutete mit Fingern auf mich; Simon, bring das Geld zurück, aber rasch, ehe unsere Knaben vom Morgengebet nach Hause kommen, ich müßte vor ihnen aus Scham in die Erde sinken, wenn sie je erführen, was für Eltern sie haben. Simon, gib das Geld zurück!“

„Das Geld, liebe Frau, kann und darf ich nicht zurückgeben, es hätte meine sofortige Verhaftung zur Folge. Auch

So weiß ich nicht, ob ich nicht verhaftet werde und ob nicht jeden Augenblick die Polizei kommen und mich abholen kann. Wenn man auf der Post das Werthpaquet vermißt, so wird der Verdacht sofort auf mich fallen. Man wird eine Hausſuchung vornehmen, deshalb müſſen wir das Geld in Sicherheit bringen.“

Mit dieſen Worten rückte er einen ſchweren Schrank von der Wand, hob mit der Hand die loſe Zimmerdiele auf und ſchob das Paquet darunter, legte noch etwas Stein und Geröll darüber, befeſtigte die Diele und ſtellte dann den Schrank wieder an ſeine Stelle. Erleichtert athmete er auf, als er ſeinen Schatz ſo in Sicherheit gebracht hatte und ſetzte nun ſeine unterbrochene Rede fort:

„Geſehen hat es Niemand, als ich das Paquet in meinen Sack ſtedte, ſuchen wird es an dieſer Stelle Niemand und finden noch weniger. Man wird mich auf einige Zeit einſperren, aber für 30 000 Gulden darf man ſich ſo etwas auch gefallen laſſen. Da keine Beweiſe gegen mich vorliegen, ſo wird man mich wieder freigeben müſſen, dann können wir ruhig den Schatz genießen.“

„Den Schatz? Den Diebſtahl, das Verbrechen meinteſt Du? Ich will keinen Theil daran haben, ja, ich werde die Anzeige auf der Poſt machen, wenn Du es nicht thueſt.“

„Liebe Frau, das wirſt Du nicht thun, Du wirſt Deinen Mann und Dich nicht in's Unglück ſtürzen. Sei Du nur beruhigt, wenn meine Handlungsweiſe auch nicht ganz recht ſein ſollte, Du biſt dafür nicht verantwortlich. Denke, ich hätte Dir von allem kein Wort geſagt und hätte Dir Geld nach Hauſe gebracht, hätteſt Du es nicht anſtandslos genommen und Holz, Brod und Del dafür gekauft?“

„Simon, Du bist nicht mehr derselbe, der Du Dein ganzes Leben, der Du noch vor einer halben Stunde warst, sonst könntest Du so nicht reden. Wie groß sind doch die Worte der Weisen, die ich erst kürzlich im Simchas Hanefesch gelesen habe: „Armuth läßt den Menschen sich über seinen eigenen Sinn und über denjenigen seines Herrn und Meisters hinwegsetzen.“

Jetzt wurde Jessel heftig und mit vor Erregung und Zorn zitternder Stimme herrschte er sein Weib an:

„Die Weisheit der Frauen geht nicht über ihren Spinnrocken hinaus, haben auch unsere Weisen gesagt, und wie Recht haben sie damit! Wie bist Du eine Undankbare und erschwerst uns durch Deine Redensarten noch die wahrlich ohnedies schwere Last des Lebens. Statt mich mit offenen Armen zu empfangen und mir zu danken, drohst Du mir mit Denunciationen! Für wen habe ich denn gethan, was ich gethan habe? Für mich wahrlich nicht! Für Dich und unsere armen Kinder habe ich es gethan und nun kommst Du mit Deiner Rechthaberei und Zanksucht — —“

„Lieber Simon, wir sind jetzt zu gutem zehn Jahre verheirathet, haben wir in dieser Zeit je ein hartes Wort mit einander gewechselt? Wir haben trübe Tage, schwere Zeiten, harte Sorgen gemeinsam mit einander getragen, war jemand von uns Beiden rechthaberisch oder zänkisch? Jetzt aber hast Du mit dem un rechten Gute den Streit in unser friedliches Heim getragen, Du polterst so laut, daß die Kleinen aufgewacht sind und nennst mich eine zankfüchtige Undankbare? Siehst Du noch nicht, welches Unglück Du in unser Haus gebracht hast? Simon, gieb das Geld zurück! Gott hat so viele Wege uns zu helfen, warum sollen wir den des Verbrechens einschlagen?“

Diese Worte hatten das Eis geschmolzen, das sich um das Herz Jessel's gelegt hatte. Thränen traten ihm in die Augen; er trat zu seinem Weibe hin, ergriff die dargebotene Rechte und konnte nur schluchzend die Worte hervorbringen:

„Du bist gerechter als ich, Rahel. Verzeihe mir, wenn mich die Sorge um Dich und unsere armen Kinder zu einem solchen Schritt hinreißen ließ, verzeihe mir, wenn ich in einer schwachen Stunde mich zum Diebstahl und zu rohen Worten gegen Dich verleiten ließ. Ich will alles wieder gut machen, aber wenn ich das Geld zurück bringe, werde ich auf Jahre lang in's Gefängniß geworfen, was soll ich anfangen?“

„Schaffe nur einmal das Gestohlene wieder aus unserem Hause fort, Gott wird Dir schon einen rechten Weg zeigen. „Wer rein werden will, dem hilft der Himmel dazu,“ sagen unsere Weisen.“

Aber der Himmel half dieses Mal nicht. Rasch erhob sich Jessel, um den Schrank wegzurücken und das Paquet wieder zu sich zu stecken, als die beiden Knaben, vom Morgen- gebet zurückgekehrt, die Thüre öffneten, gefolgt von dem Postillon, zwei Polizisten und einem höheren Postbeamten.

„Ist das der Hausirer Jessel,“ fragte der Postbeamte den Postillon, „von dem Ihr sagt, daß er Euch auf das gebrochene Schloß am Wagen und die herausgefallenen Poststücke aufmerksam gemacht hat?“

„Gewiß, Herr Direktor, das ist der Jessel, das weiß ja jedes Kind; er ist ein ehrlicher, rechtschaffener Mann, und er wird gewiß Zeugniß ablegen, daß ich von dem fehlenden Werth- paquet nach Budweis absolut nichts wissen kann.“

„Erzählen Sie uns doch einmal, Herr Jessel, was Sie von der Sache wissen,“ sagte der Postdirektor.

Jessel erzählte nun den ganzen Vorgang, wie wir ihn bereits kennen, bis auf das Werthpaquet von 30 000 Gulden, davon erwähnte er kein Sterbenswörtchen.

„Sie haben also gesehen,“ wiederholte der Direktor, „wie die längs des Postkastens laufende Querstange herunterstürzte, wie die Paquete aus dem Wagen fielen, riefen sofort dem Kiemer, hoben davon ein Paquet auf und übergaben es dem Kiemer, ist's so?“

„Ganz so ist's, nur sah ich überhaupt bloß ein Paquet aus dem Wagen fallen, und das gab ich sofort Herrn Kiemer.“

„Das ist aber doch höchst merkwürdig. Wenn Sie die Stange fallen sahen, so kann vorher kein Paquet aus dem Wagen gekommen sein, und wenn Sie sofort den Kiemer davon benachrichtigten, so kann auch nachher keins mehr gefallen sein. Sie haben ein Paquet nach Eger vom Boden aufgehoben und es dem Kiemer übergeben. Es fehlt aber noch ein Werthpaquet nach Budweis, welches Werthpapiere im Betrag von 30 000 Gulden enthielt, ist Ihnen darüber nichts bekannt?“

Jessel konnte glücklicherweise gar nicht zu Wort kommen, denn der Postillon fing immer wieder von neuem an, seine eigene Unschuld zu behaupten und Jessel als ehrlichen Mann zu deklariren, bis der eine der beiden Gendarmen Jessel fragte:

„Ihr seid doch, wie Ihr selber sagt, heute Morgen fort auf den Handel gegangen, wie kommt es denn, daß Ihr jetzt schon wieder zu Hause seid?“

„Ich bin extra nach Hause gegangen, um meiner Frau das Erlebniß mit dem Kiemer und dem Postwagen zu erzählen und war gerade im Begriff wieder fortzugehen.“

„Hm,“ sagte der andere, „das ist doch eigentümlich; so wichtig kann die Geschichte für Eure Frau doch nicht sein, daß

sie nicht Zeit gehabt hätte, etwas davon zu erfahren, bis Ihr wieder nach Hause kommt.“

Die Polizisten warfen sich einen Blick zu und sagten dann laut:

„Wir müssen hier eine Hausfuchung vornehmen; keiner darf den Platz verlassen, auf dem er steht, sonst wird er sofort arretirt.“

Die Untersuchung begann mit dem Sack Jessel's. Wären die Beamten drei Minuten später gekommen, so hätten sie das Paquet in Jessel's Sack gefunden. Jetzt durchsuchten sie Jessel und seine Frau, rissen die Betten heraus, öffneten alle Schränke und zogen alle Schiebladen hervor, suchten oben und unten, in der Küche, im Keller, im Speicher; nirgends eine Spur. Einmal rückten sie auch den schweren Schrank von der Wand ab, da sie aber nichts dahinter sahen, stellten sie ihn alsbald wieder an seine Stelle. Die Durchsuchung hatte nichts ergeben. Jessel hatte die ganze Zeit vermieden, den Blicken seiner Frau zu begegnen, er fürchtete, daß sie zu Verräthern werden könnten.

Als aber der erste der Polizisten zu Jessel sagte: „Ich erkläre Sie im Namen des Gesetzes für verhaftet, und Sie haben mir sofort zu folgen,“ stieß das arme Weib einen Schrei aus, der selbst die harten Vertreter von Recht und Gesetz erschütterte.

„Was wollen Sie denn eigentlich von dem armen Mann,“ begann wieder der Postillon, „er kann doch nicht sagen, daß er mir das Paquet gegeben hat, wenn er es nicht einmal gesehen hat. Statt ihm zu danken, daß er mich auf das Unglück aufmerksam gemacht hat, steckt man ihn ein; das heiß' ich eine schöne Gerechtigkeit.“

„Schweig er,“ herrschte ihn der Direktor an, „sonst kann er mit seiner bösen Zunge noch selber in's Loch kommen.“

Zu der armen, in Thränen gebadeten Frau aber sagte der Beamte in theilnehmendem Tone:

„Sie brauchen die Sache nicht so ernst zu nehmen; Ihr Mann kann nur in Untersuchungshaft kommen, das ist so schlimm nicht. Wenn er wirklich unschuldig ist, so muß sich seine Unschuld bald herausstellen, und er ist frei; im andern Falle freilich kann es ihm schlimm ergehen, aber wir wollen das Beste hoffen.“

„Der Jessel ist so unschuldig wie ich selber,“ polterte der Postillon dazwischen, „warum steckt man denn mich nicht ein, sondern den armen, ehrlichen Mann, der das eine Paquet, das er gefunden hatte, mir sofort eingehändigt hat? Wenn das unser Kaiser wüßt, was die da in seinem Namen thun, es ist eine wahre — — —“

„Noch ein Wort, und Ihr seid ebenfalls verhaftet,“ fuhren ihn beide Polizisten an, „und jetzt marsch!“

„Ist es mir wenigstens erlaubt, mich von meiner Frau zu verabschieden?“ fragte Jessel.

„Das könnt Ihr, aber es muß rasch gehen, man erwartet uns ungeduldig; denn wir sind jetzt schon halb zwei Stunden hier. Also macht's kurz.“

Da fiel Jessel seinem schluchzenden Weibe um den Hals und flüsterte ihr leise in's Ohr:

„Ich danke Dir, daß Du mich wieder zur Besinnung gebracht und auf den rechten Weg zurückgeführt hast. Denke nach, wie Du das Geld der Post zurückgeben kannst, ohne uns noch mehr zu schädigen, und wenn Dir kein Weg einfällt, erzähle alles dem Rabbiner und frage ihn um seinen Rath.“

Mehr konnte Zessel seinem verlassenen Weibe nicht sagen. Die beiden Polizisten nahmen ihn in die Mitte, der Postdirektor mit dem Postillon folgten und so schritten sie durch die Judengasse dem Amtgefängniß zu.

II.

In der ganzen Judengasse, welche der Vorgang in ungewöhnliche Aufregung versetzt hatte, gab es von Groß bis Klein keinen Menschen, der Zessel für schuldig hielt. Man glaubte vielmehr, daß er ein Opfer seiner Ehrlichkeit geworden sei, daß diese unschuldiger Weise den Verdacht auf den redlichen, fleißigen Mann gelenkt habe, so daß das Mitleid mit der unglücklichen Familie ein allgemeines war. Alles suchte die gedrückte Frau auf, und nun gewahrte man erst die bittere Noth, in welcher die Aermsten lebten. Diese war nun bald beseitigt, der eine trug Holz herbei, ein zweites Nahrungsmittel, ein drittes Geld, und als der Abend kam, strahlten die Chanukalichter aus der armseligen Hütte so heiter in die Nacht hinein, wie aus dem Hause des reichsten Mannes der Gemeinde. Alle überboten sich in Aufmerksamkeiten und Zerstreungen jeder Art, um die Unglücklichen ihre Lage vergessen zu lassen; was auch der vereinten Liebe der theilnehmenden Genossen scheinbar gelang. Erst spät am Abend hatten die Besucher das ärmliche Häuschen verlassen; Frau Rahel Zessel war seit den erschütternden Vorgängen von heute Morgen zum ersten Male allein. Zum ersten Male fand sie Zeit und Ruhe, die Erlebnisse des heutigen Tages zu durchdenken, aber es schien ihr unmöglich, Ordnung in diesen Wirrwar von Ereignissen zu bringen, die auf sie heute eingestürzt waren.

Heute früh vor Beginn des Tages wußte sie nicht, woher sie Brod und Holz für sich und ihre Kleinen nehmen solle, und sie glaubte in ihrer Verzweiflung, so unglücklich und verlassen sei kein Mensch auf Erden, wie sie und ihre frierenden, hungernen Kinder. Und jetzt hatte sie das alles in Hülle und Fülle und war doch unglücklicher, als zur Zeit ihres Mangels. Heute Morgen um sieben waren sie noch arm und ehrlich, und eine halbe Stunde später hatte sie 30 000 Gulden und dafür einen Dieb und Betrüger zum Manne. Ihr Simon ein Dieb? Nein, er ist ja ein Baal Tschuba, er hat ja seine unsinnige That sofort bereut, die Menschen halten ihn für ehrlich, und Gott, der ihn für die Frevelthat sofort so schwer züchtigte, wird gewiß seine Tschuba angenommen und ihm Verzeihung gewährt, wie sie selber ihm alles vergeben und verziehen hatte. Aber unter ihren Fußsohlen brannte das Geheimniß, ein dünnes Brett trennte sie von ihm, ein dünnes Brett verhüllte den Fehltritt ihres Mannes, wenn man in der Judengasse wüßte, was dieses dünne Brett verbirgt, würde man ihr dann auch noch die Theilnahme und Unterstützung zuwenden, welche ihr alle entgegen brachten? Und ihr Mann im Gefängniß, was wird aus ihm werden? Was könnte sie thun, um ihm zu helfen? Das Geld zurückbringen, hätte viele Jahre schweren Gefängnisses für ihren armen Mann, für den Ernährer ihrer Kinder zur Folge, zöge für ihren ohnedies so unglücklichen Gatten die Verachtung der ganzen Judengasse nach sich, und das Geld behalten, hieße als Fehlerin Antheil an dem Verbrechen nehmen, das sie doch aus tiefster Seele verabscheute. Und wenn man wieder und wieder käme, um Haussuchung vorzunehmen, wer bürgte dafür, daß die findige Kriminalpolizei nicht doch das gestohlene Gut fände?

Dann schweiften ihre Gedanken wieder zu ihrem eingeterterten Gatten, dem Dieb. Nein, ein Dieb war er nicht, war er nicht mehr; er hat ja seine That bereut, er büßt sie ja jetzt so schwer. Nie in seinem Leben wird ihn die heißeste Versuchung mehr berücken können, ein haarbrett von dem rechten Wege abzuweichen, und nun sitzt er gefangen, ohne Nahrung, da er doch die Gefangenentrost als Jude nicht genießen kann, nicht einmal Chanukalicht konnte er heute Abend anzünden, und wir schwelgen zu Hause im Ueberfluß, und das Verbrechen ruht unter der Bodendiele — — —

Mit diesen und einer Fluth ähnlicher Gedanken suchte das wackere Weib sein ärmliches Lager auf, ohne stundenlang den Schlaf finden zu können, während die gesättigten Kleinen durch ihre regelmäßigen Athemzüge verriethen, daß die Ereignisse des Tages ihnen nicht den Schlaf rauben konnten. Und als sie in den Morgenstunden endlich einzuschlummern begann, spann ihre geängstigte Seele im Traum die trüben Gedanken so mächtig weiter, daß sie mit einem lauten Schrei aus dem Schlafe fuhr, der ihre Kleinen weckte.

Es war Tag. Schon in früher Morgenstunde kam der zweite Vorsteher und theilte der armen Frau mit, von Seiten der Gemeinde werde alles geschehen, um die Unschuld ihres Mannes möglichst rasch festzustellen. Das sei die Gemeinde nicht nur Simon Zeffel, sondern sich selber schuldig. Es dürfe kein solcher Makel auf der Gemeinde lasten, sie möge nur ganz beruhigt sein.

Wenige Stunden später ging ein Ausrufer mit großer, weittönender Glocke durch die Straßen von Leipzig und theilte mit, es sei der Post ein Werthpaquet im Betrag von 30,000

Gulden gestohlen worden. Wer das Paquet wieder zur Stelle schaffe, erhalte eine Belohnung von 500 Gulden.

Das war eine enorme Summe in damaliger Zeit und man kann sich denken, wie Groß und Klein, innerhalb und außerhalb der Judengasse, nun alles aufboten, um dem gestohlenen Werthpaquet auf die Spur zu kommen. Man sprach eine Zeit lang von nichts anderem in Leipzig, aber alles Mühen und Suchen hatte keinen Erfolg.

Schon am zweiten Tag seiner Gefangenschaft wurde Jessel vor den Untersuchungsrichter geführt, aber auch das peinlichste, stundenlang dauernde Kreuz- und Querverhör vermochte nicht, den Schleier zu lüften, der dieses Geheimniß verhüllte.

Vierzehn Tage waren so vergangen; für Rachel Jessel eine qualvolle Ewigkeit. Sie hatte in der ganzen Zeit nicht ein tränkendes Wort des Verdachtes von ihrer Umgebung gegen ihren Mann gehört. Man suchte die unglückliche Frau im Gegentheil zu beruhigen, daß die Unschuld ihres Gatten sicher zu Tage kommen werde, man überschüttete sie und die Kleinen mit unzähligen Beweisen aufrichtiger Theilnahme. Aber bei ihrer ganzen Seelenstimmung verletzte jedes theilnehmende Wort ihr wundes, gereiztes Gemüth nur noch tiefer. Sie war ja eine Fehlerin, eine Heuchlerin, von der sich alle Freunde mit Abscheu abgewandt hätten, wenn ihnen der wahre Sachverhalt bekannt gewesen wäre.

Sie konnte diese Qual nicht länger ertragen. Das schwache Weib mußte einen Menschen haben, dem es sein Herz rückhaltlos ausschütten könnte. Was lag näher, als dem Rabbiner das Geheimniß anzuvertrauen, an den sie ja zudem das letzte Abschiedswort ihres Mannes gewiesen hatte.

Vierzehn Tage und Nächte lang hatte sie mit diesem Gedanken gerungen, ohne zu einem Entschluß kommen zu können. Wohl hatte sie unbedingtes Vertrauen zu ihrem Rabbiner, zu seiner Weisheit und Vertrauenswürdigkeit; aber gerade deshalb fiel ihr der Schritt so schwer. Sie wußte, welch' gute Meinung der Rabbiner jederzeit von ihrem Manne hatte, sollte sie, die eigene Frau, selber diese gute Meinung zerstören? Aber zu diesem schweren Schritt mußte sie sich entschließen, durfte sie sich entschließen, da ihr Mann es ja selber so wollte.

Rachel Jessel war nicht nur ein frommes, gutes Biederweib, sie hatte auch einen hellen Geistesblick und einen scharfen praktischen Verstand, der auch die verwickeltste Lage leicht und sicher übersah. Sie wollte dem Rabbiner alles getreulich erzählen und dann von ihm einen Din Thora (die religionsgesetzliche Entscheidung) erbitten, ob sie vor Gott verpflichtet sei, das Geld zurückzugeben, wenn selbst ihr Mann dadurch zu jahrelangem Gefängniß verurtheilt wird, oder ob die Rücksicht auf ihren schwächlichen Mann, auf ihren und ihrer Kinder Ernährer, höher stehe, als die Pflichten der Redlichkeit und Ehrlichkeit. Das Werthpaquet wollte sie jedenfalls dem Rabbiner einhändigen, es duldete sie nicht länger, mit ihm in einem und demselben Raume zu sein.

Dann aber kamen ihr wieder Bedenken, ob sie auf diesem Wege der Sache nicht schade, die sie doch bessern wollte. Wenn der Rabbiner das Paquet der Post zurückgibt, so muß er selbstredend sagen, von wem er es bekommen hat. Wäre es für ihn nicht leichter, wenn er das Paquet erhielte, ohne selbst zu wissen, von wem, damit er mit gutem Gewissen sagen und eventuell beschwören könne, er wisse nicht, woher er das Paquet habe?

Das leuchtete ihr ein. Am Morgen des fünfzehnten

Tages nach der Verhaftung ihres Gatten, noch lange vor Tagesanbruch, löschte sie das Licht ihres Zimmers aus, hob mit Aufgebot aller Kraft den Schrank von der Stelle, öffnete die Bodendiele und nahm den verhängnißvollen Werthgegenstand von der Stelle, wickelte ihn in ein Tuch und legte ihn unter ihr Kopfkissen, stellte den Schrank wieder an seine Stelle, nahm am Vormittag das Paquet unter ihre Schürze und ging direkt in das Haus des Rabbiners.

Als sie an dessen Lernstube kam, pochte ihr Herz so laut, daß ihr horchendes Ohr Mühe hatte, zu hören, ob und wer beim Rabbiner zugegen war, obwohl es sehr laut darin zuging. Es war nämlich gerade die Zeit des Schiur (talmudischen Vortrags), an dem einige zwanzig Jünglinge sich lebhaft betheiligten. Ohne anzuklopfen öffnete sie leise die Thüre, aber nur so weit, als nöthig war, um das Paquet in's Zimmer zu werfen, schloß die Thüre sofort und eilte auf die Straße, wo sie in der Menge nach wenigen Sekunden verschwand.

Niemand hatte sie bemerkt. Nur einige der Hörer, welche der Thüre zunächst saßen, hatten die Thüre sich öffnen und einen Gegenstand in das Zimmer fallen sehen, ohne zu ahnen, was das Tuch enthalte und wer es da hineingeworfen habe. Wenn statt eines unscheinbaren Päckchens ein Balken von der Zimmerdecke niedergefallen wäre, hätte sich auch keiner der Anwesenden während des Studiums danach umgesehen. Ueber eine Stunde mochte das Paquet so am Boden gelegen haben, als der Vortrag schloß und einer der jungen Leute es aufhob, um es dem Lehrer hinzureichen, mit dem Bemerkten, daßselbe sei während des Schiur in das Zimmer geworfen worden. Der Rabbiner trat an's Fenster, öffnete das Paquet, während seine Schüler das Zimmer verließen. Aber kaum hatte er die

Aufschrift gelesen, fuhr er erschrocken zurück, da stand es klar und deutlich:

„Herrn Ernst Roderich in Budweis! Werth 30 000 Gulden in Papier.“

Der damalige Rabbiner von Leipnik war der berühmte Rabbi Leomin Fränkel, der durch seinen lautereren Charakter, seine tiefe Weisheit und aufrichtige Frömmigkeit weit über seinen engeren Berufskreis hinaus berühmt war. Die Erregung darüber, daß das, was er hier in der Hand hatte, der Gegenstand hochgradiger Aufregung in allen Kreisen der Stadt war, machte ihn einen Augenblick zittern und ließ ihn die Ruhe verlieren, die ihn sonst auch in kritischen Momenten nicht verließ. Aber es war nur eine augenblickliche Aufwallung. Nach wenigen Minuten hatte er wieder seine Fassung und damit auch die Klarheit des Geistes gefunden, die ihn selbst die verwickeltste Situation richtig überschauen und beurtheilen ließ.

Vorsichtig prüfte er die Siegel, sie waren alle unverfehrt. Während der Prüfung ließ er in abgebrochenen, haüblaut vor sich hing gesprochenen Sätzen alle denkbaren Möglichkeiten Revue passiren, um sich für die wahrscheinlichste zu entscheiden, und seine Maßnahmen danach zu treffen.

„Also,“ begann er, „ist doch einer aus der Gemeinde der Dieb; wer hätte das geglaubt! Oder ist der Thäter gar ein Christ, der sich nicht mehr sicher fühlt, und nur das Paquet in das Zimmer wirft, um jeden Verlust von sich abzulenken? Der Frau Jessel müßte ich von dem Vorgefallenen jedenfalls Mittheilung machen, damit sie sobald als möglich erfährt, daß der gestohlene Gegenstand gefunden ist, und nun ihr Mann frei wird. Oder, wenn gar Jessel wirklich der Dieb, wenn seine Frau Mitwifferin und sie diejenige wäre, die das Paquet in

mein Zimmer geworfen hat? Nein, das ist ausgeschlossen, aber lägen die Dinge trotzdem derart, so wäre die Frau von Simon Jessel eine Frau, die mit viel Klugheit gehandelt hat, daß sie mich darüber im Unklaren ließ. Ich bin dadurch mit meinen zu treffenden Maßnahmen weniger gebunden. Ich kann ja mit Fug und Recht behaupten, daß ich nicht weiß, wie das Paquet in meine Hände gekommen ist. Simon Jessel hat es jedenfalls nicht in mein Zimmer geworfen, der sitzt hinter Schloß und Riegel."

Mit diesen Worten schloß der Rabbi das Paquet in einen Seitenschrank und steckte den Schlüssel in die Tasche. -- Sinnernd ging er im Zimmer auf und ab, er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Gab er den gestohlenen Gegenstand bei Gericht ab, so lag der Verdacht offen, daß einer aus der jüdischen Gemeinde der Dieb sein müsse, und man würde Simon Jessel wahrscheinlich nicht nur nicht aus der Haft entlassen, sondern das Gericht müsse mehr als je von seiner Schuld überzeugt sein, falls sich kein anderer Dieb fände. Und es galt, rasch zu handeln! Wer konnte wissen, ob nicht irgend ein raffinirter Verbrecher, den Werthgegenstand dem Rabbiner in das Haus geworfen und ihn bereits als denjenigen bei der Polizei denunzirt habe, bei dem man nur nachsuchen solle, um das Gewünschte zu finden?!

Der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Bilbul (Intrigue) bestimmte den Rabbiner, das Paquet wieder aus seinem Verließ hervorzunehmen und es wieder eingewickelt in das Tuch auf die Stelle zu legen, von welcher es kurz vorher aufgehoben wurde. Wenn ihn die Kriminalpolizei mit einer Haussuchung überraschen und den Gegenstand ihres Suchens auf dem Zimmerboden hart bei der Stubenthüre finden werde,

so muß sie doch überzeugt sein, daß Jemand, der in verbrecherischer Absicht einen so gefährlichen Gegenstand im Hause hält, ihn wahrlich nicht an dieser Stelle offen liegen läßt.

Als aber der räthselhafte Gegenstand so vor ihm lag und fort und fort den Blick des auf- und abgehenden Rabbiners auf sich zog, fühlte er, daß er hier nicht die Seelenruhe finde, um ungestört über die zu treffenden Maßnahmen nachzudenken. Er nahm Stock und Hut, schloß sorgfältig sein Zimmer ab und ging vor die Stadt hinaus in's Freie, um unbehellig seinen Gedanken nachgehen zu können.

Um jene Zeit kannte man den Luft- und Bewegungsfultus unserer Tage noch nicht, der Leuten besonders von sitzender Lebensart, einen täglichen Spaziergang vorschreibt. Aber gar einen an Wochentagen spazieren gehenden Rabbiner hätte sich damals keine noch so lebhaftere Phantasie auch nur vorstellen können. Wer den Rabbiner in der Stadt gehen sah, glaubte, daß sein Weg irgend einer beruflichen Veranlassung gelte. Außerhalb der Stadt aber traf er auf Niemanden, der sich an seinem Spaziergang gestoßen hätte.

Ungestört konnte er hier seinen Gedanken nachhängen, aber sein sonst so bewährter, glänzender Scharfsinn versagte und vermochte hier keinen Ausweg zu finden. Als er eben um die Ecke bog, sah er in kurzer Entfernung einen Geistlichen entgegenkommen. Es war der ihm bekannte Domherr Reinhold. Bei seinem Anblick fuhr's ihm wie ein Blitz durch die Seele, jetzt hatte er den Ausweg gefunden.

„Ei, ei,“ redete ihn der leutselige Domherr an, „das ist ja eine seltene Erscheinung, die ich sogleich, wenn ich nach Hause kommen, in unsere Chronik aufzeichnen möchte. Ihr geht

spazieren? Ich glaube, das ist in den zwanzig Jahren, die ich Euch kenne, noch nicht vorgekommen.“

„Sie mögen schon recht haben. Aber es ist auch in der That eine ungewöhnliche Veranlassung, die mich hinaustreibt. Mich beschäftigt eine ernste Frage, und ich wüßte keinen, der sie mir besser beantworten könnte, als Ew. Eminenz.“

„Ihr scherzt, Eure Weisheit ist weit über das Weichbild unserer Stadt hinaus bekannt, welche Frage könnte es geben, die ich besser beantworten könnte, als Ihr?“

„Doch, es handelt sich um eine kirchliche, religiöse Frage, also um ein Gebiet, auf dem ich gänzlich unwissend bin, während Ew. Hochwürden da unbestrittene Autorität sind.“

„Da bin ich doch begierig; Ihr wollt Euch doch nicht taufen lassen?“

„Nicht doch, aber beichten möchte ich bei Ihnen, und da möchte ich Ew. Eminenz anfragen, ob ein Jude überhaupt bei Ihnen beichten kann?“

„Ihr scherzt doch nicht? Ihr, bei mir beichten?“

„Ich werde Sie, Ehrwürdiger Herr, leicht überzeugen, daß es mir vollkommen Ernst ist, würden Sie wirklich eine Beichte von mir annehmen?“

„Allerdings, warum sollte ich das nicht?“

„Darf ein Jude auch ebenso auf die Heilighaltung des Beichtgeheimnisses vertrauen, wie es einer ihrer Glaubensgenossen darf?“

„Vollkommen, hier habt Ihr mein Ehrentwort darauf!“

„Dessen bedarf es nicht; das Wort Ew. Eminenz ist mir ohne weiteres ein heiliges Ehrentwort. Und was hätte ich nun zu thun, um möglichst bald meine Beichte ablegen zu können?“

„Ich bin morgen früh schon zur Frühmesse in der Kirche. Ihr braucht dann nur zu meinem Beichtstuhl zu kommen, das Uebrige wird sich dann leicht erledigen lassen.“

„Aber, Eminenz begreifen, daß ich das bei meiner amtlichen Stellung nicht so ohne weiteres kann. Was würde meine Gemeinde sagen, wenn ihr Rabbiner zur Frühmesse in die Kirche ginge und dort die Beichte ablegte? Wäre es nicht möglich, daß ich meine Beichte außerhalb der Kirche, etwa in Hochdero Wohnung ablegte?“

„In Ausnahmefällen ist das wohl zulässig, und da ein solcher Ausnahmefall hier vorliegt, so trage ich keinerlei Bedenken, Eurem Wunsche zu willfahren.“

„Und auf die Heilighaltung des Beichtgeheimnisses hat dieser Umstand keinen Einfluß?“

„Nicht den geringsten. Und da ich sehe, daß es Euch daran liegt, Euer Herz bald zu erleichtern, so will ich Euch heute Nachmittag von zwei Uhr an in meiner Wohnung erwarten. Also auf Wiedersehen heute Nachmittag.“

Bei diesen Worten reichte der leutselige Priester dem Rabbiner zum Abschied die Hand und ging der Stadt zu, während der Rabbiner seinen Spaziergang noch einige Minuten fortsetzte, um dann ebenfalls zur Stadt zurückzukehren.

Nachmittags zwei Uhr fand er sich pünktlich in der Wohnung des Domherrn ein und wurde auf's freundlichste empfangen.

„Unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses übergebe ich Ew. Eminenz dieses Paquet, das heute Morgen während meines Talmud-Vortrages in mein Zimmer geworfen wurde, ohne daß ich weiß, von wem. Es ist das Poststück im Werthe von

30 000 Gulden, das kürzlich gestohlen wurde, und das ich Ew. Eminenz bitte, dem Gericht zurückzugeben.“

Erstaunt nahm der Domherr das Poststück in die Hand, prüfte sorgfältig die Siegel, und als er sie tadellos unverletzt fand, fragte er:

„Aber warum wollt Ihr das Geld nicht selber zurückgeben?“

„Wie ich Euer Hochwürden bereits sagte, ist mir das Werthstück auf ganz räthselhafte Weise zugegangen. Ich weiß nicht, ob es von einem Juden oder einem Christen mir gebracht wurde. Der arme jüdische Hausfurer, auf den allein der Verdacht der Behörde fiel, hat es sicher nicht gebracht, denn er ist seit Wochen gefänglich eingezogen. Ich halte die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß mir das Paquet von christlicher Hand in's Zimmer geworfen wurde, um den Verdacht des Diebstahls auf einen Juden zu lenken. Dieser Zweck würde sicher erreicht, wenn ich das Paquet dem Gericht zurückgebe, und wird vereitelt, wenn es durch Ew. Hochwürden geschieht. Da dem Gericht das Beichtgeheimniß heilig ist, so wird man Ew. Eminenz nicht fragen, wie der Gegenstand in Hochbero Besiz gekommen ist.“ —

„Ihr seid wirklich ein geschiedter Mann, aber eins habt Ihr doch vergessen: daß nämlich demjenigen, der das Geld zurückgibt, ein Finderlohn von 500 Gulden zugesagt ist. Dieser Lohn fällt dann mir zu, wenn aber Ihr das Geld zurückgebt, so erhaltet Ihr die 500 Gulden. Mit Rücksicht darauf will ich Euch noch jetzt die Entscheidung lassen, da ich von Eurem Irrthum keinen Nutzen ziehen möchte.“

„Ehrwürdiger Herr! An diesen Punkt hatte ich allerdings nicht gedacht und zwar wohl deshalb nicht, weil es uns

nach jüdischem Gesetz untersagt ist, einen Finderlohn anzunehmen. Die 500 Gulden hätte ich daher nicht annehmen können, auch wenn ich das Geld dem Gerichte übergeben hätte."

"Das ist mir ganz neu," entgegnete erstaunt der Domherr.

"Das wird Ew. Eminenz jeder Beliebige aus der Judengasse sagen, den Ew. Hochwürden deshalb befragen wollten. Aber wenn dem auch nicht so wäre, so könnte ich dieses Geldes doch nie froh werden, wenn ich damit einen so schwarzen Verdacht auf meinen ohnehin unter so vielfachem Vorurtheil leidenden Glaubensgenossen lenken würde. Nein, nicht einmal, zehnmal würde ich in diesem Falle auf die Summe verzichten; dieser Umstand braucht daher Ew. Eminenz nicht zurückzuhalten, das Geld abzugeben und den Ew. Hochwürden mit Recht zufallenden Finderlohn hinzunehmen."

"Ich weiß nicht, ob ich Euere Selbstlosigkeit oder Euere Weisheit mehr anstaunen soll; aber ich werde das Geld heute noch zurückschicken und Niemand soll erfahren, von wem ich es bekommen habe. Das habt Ihr gut gemacht."

Der treffliche Priester hielt Wort. Eine Stunde später war das Werthobjekt in den Händen des Gerichts, das nun überzeugt war, daß es mit der Verhaftung Jessels einen Fehler begangen habe. Eine Stunde später war Simon Jessel frei und eilte, von allen Bekannten, die er in der Judengasse traf, beglückwünscht und begleitet, wie in einem Triumphzug seinem Häuschen zu.

Bis spät in die Nacht hinein ward das Häuschen nicht leer von Besuchern, die gekommen waren, ihrer Freude Ausdruck zu geben, daß Simon Jessel und mit ihm die ganze Ge-

meinde von dem schweren Verdachte frei war, der mehr als zwei Wochen auf ihr gelastet.

Es war fast Mitternacht, als Rachel mit ihrem Manne zum ersten Male allein war und alles, was vorgefallen war, ihm erzählen konnte. — Als das wackere Weib geendet hatte, entgegnete Simon:

„Gott sei Preis und Dank, daß ich wieder frei bin, und meinen Fehler so hart gebüßt habe, daß ich auch Gott gegenüber wieder rein dazustehen hoffen darf. Tausendfachen Dank aber dafür, daß das gestohlene Gut nicht mehr in unserem Hause ist; die Ungewißheit darüber hat mir heute schier das Herz abgedrückt, als mich die ganze Gemeinde wegen meiner vermeintlichen Unschuld beglückwünschte. Wie es aber unserem Rabbiner gelungen ist, das Geld zurückzugeben, ohne daß ein Verdacht auf mich oder einen anderen Juden fiel, das ist mir ein Räthsel.“

„Jedenfalls,“ unterbrach ihn Rachel, „mußt Du morgen selber zum Rabbiner gehen, meine Handlungsweise entschuldigen und Deinen Dank aussprechen; vielleicht erfährst Du bei diesem Anlaß Näheres. Nach zehn Uhr ist der Morgen-Schiur zu Ende, da störst Du den Herrn Rabbiner gewiß am wenigsten.“

Am andern Morgen begab sich Simon Jessel zur bezeichneten Stunde in das Haus des Rabbiners und wurde von demselben herzlich begrüßt und beglückwünscht. Als eben Jessel beginnen wollte, dem Rabbiner den ganzen Vorgang zu erzählen und die Glückwünsche als unverbient abzulenken, klopfte es an die Thüre und hereintrat, zum großen Erstaunen der beiden Anwesenden, Herr Domherr Reinhold.

„Ich bin Euch,“ begann der leutfelige Herr, „noch eine Erwiderung Eueres Besuches schuldig. Jedoch so viel, wie Ihr mir brachtet, bringe ich Euch nicht mit. Aber die fünfhundert Gulden bringe ich Euch, die ich vor einer Stunde erhalten habe, und die von Gott und Rechtswegen Niemand anders als Euch gehören.“

„Ehrwürdiger Herr,“ entgegnete der Rabbiner, „dieser herrliche Zug setzt Hochdero Edelmuth die Krone auf; aber wie ich bereits sagte, ich darf das Geld nicht behalten. Simon,“ sagte der Rabbiner zu Jessel gewendet, „darf ein Jude Finderlohn annehmen?“

Doch bevor Jessel, der nun die ganze Situation erfaßt hatte, antworten konnte, fragte der Domherr:

„Ah, das ist wohl der arme, unglückliche Mann, der fälschlicher Weise so lange verdächtigt war?“

Und als der Rabbiner zustimmend antwortete, meinte der geistliche Herr:

„Ich mache Euch einen Vorschlag. Ihr wollt die 500 Gulden nicht, und ich habe mir vorgenommen, sie nicht zu behalten. Wie wäre es, wenn wir sie als Schmerzensgeld dem so lange unschuldig Eingekerkerten gäben? Er kann sich mit dem Kapital ein ehrbares Geschäft gründen, kann den Hausirhandel aufgeben und so dem Unglück, das über ihn so unverschuldet hereingebrochen ist, noch eine Lichtseite abgewinnen. Ich lese, Herr Rabbiner, aus Euren zustimmenden Blicken Euer Einverständnis; da habt Ihr das Geld, Jessel, möge es Euch Glück und Segen bringen!“

Bei diesen Worten ergriff der Domherr, um jede Entgegnung abzuschneiden, rasch Stock und Hut und verabschiedete sich. —

Als nun Jessel mit dem Rabbiner allein war, legte ersterer das Geld auf den Tisch mit den Worten:

„Ich kann das Geld niemals annehmen, denn es ist mir in einer falschen Voraussetzung zuerkannt worden. Für die verbüßte Finterkerung habe ich kein Schmerzensgeld zu beanspruchen, denn ich habe sie verdient. Ich war — ich bin der Dieb.“

Nun erzählte den ganzen Vorgang mit allen Einzelheiten, wie wir ihn bereits kennen, von heißen Reuethränen und so lautem Schluchzen begleitet, daß der Rabbiner sein Zimmer abschloß und Simon Jessel wiederholt zur Mäßigung ermahnte, damit kein unberufenes Ohr etwas von dem Vorgang höre.

Als Jessel seine Mittheilung beendet hatte, ergriff der Rabbiner bewegt die Hand des in Thränen aufgelösten Reuigen und sagte ihm:

„Jessel, Du bist kein Dieb und warst nie einer. Unsere heilige Sprache scheidet scharf zwischen einem gewohnheitsmäßigen Dieb und einem, der nur ein einziges mal etwas entwendt hat. Den ersteren nennt sie Gannof, den zweiten Gones, für den ersteren hat die deutsche Sprache in dem Worte Dieb ihre Bezeichnung, für den letzteren nicht. Ein Dieb würdest Du, Gott behüte, nur werden, wenn Du auf diesem Wege weiter wandeln würdest. Du bist ein gelehrter Mann, ein Talmid Chacham, von dem unsere Weisen sagen, daß man ihm ein Unrecht, das er begangen, nicht nachtragen dürfe, weil er sicher Teschuba gethan, d. h. den Vorsatz, zur Pflicht zurückzukehren, gefaßt und ausgeführt hat. Unsere Weisen lehren ferner auf den ersten Blättern von Chagiga: wer etwas Un-

rechtes gethan hat und bereut es, dem wird sofort verziehen; Dein Unrecht war Dir daher gewiß verziehen, schon bevor Du in's Gefängniß abgeführt wurdest. Aber die Weisen gehen noch weiter und lehren im Traktat Berachoth Fol. 12: daß wer mit der Reue noch Scham über das Geschehene verbindet, daß dem Gott nicht nur das eine vorliegende Unrecht, sondern alle Sünden verzeiht. Die Scham, diese treue Botin des erwachten Gewissens, verklärt alle trüben, hinter uns liegenden Punkte, ohne sich auf den einen Fall zu beschränken, der sie geweckt hat. Du hast Deine Reinheit wieder voll erlangt, schon kurz, nachdem Du sie verloren hattest. Danke es Gott, daß er Dir ein so wackeres Weib zur Seite gegeben hat, die Dich in der heißen Stunde der Versuchung nicht straucheln ließ und nimm ohne Bedenken das Geld hin. Keine Seele darf zunächst etwas davon erfahren, daß Du eine so große Summe besitzest und wie Du in ihren Besitz gelangt bist, außer den Dreien, die bereits Kenntniß davon haben, und Deine Frau. Ihre Weisheit hat Dich mit Gottes Hilfe gerettet. Und nun wasche Dir hier Deine Augen aus und gehe zuversichtlich Deiner Zukunft entgegen. Sie wird sich heiterer, als Deine Vergangenheit gestalten; der Heilige, gepriesen sei Er, thut kein solches Wunder umsonst. Ich entbiete Dir für diese Zukunft den Gruß, den die Schnitter Boes entgegenbrachten: „Gott sei mit Dir, Du wackerer Held!“ und gehe nun in Frieden!“

Voll innigen Dankes küßte Jessel dem greisen Weisen die Hand und ging, das Herz voll neuen Lebensmuthes, zu den Seinen zurück. Fünzig Gulden brachte er als den Zehnten dem Domherrn zur Vertheilung an christliche Arme.

Der kluge, menschenfreundliche Greis theilte Jessel mit, er brauche zur Zeit einen neuen Pelz. Wenn Jessel sich einen

Belzhandel anlegen wolle, so möchte er sein erster Kunde werden.

Simon Jessel befolgte diesen Rath. Durch Empfehlung seitens des Domherrn erlangte Jessel bald einen großen, angesehenen Kundentkreis, und im Laufe der Jahre ein sehr bedeutendes Vermögen. Seine Enkel und Urenkel leben heute in vielen Gemeinden zerstreut und segnen dankend das Gedächtniß ihres Ahns, der die Erzählung vor seinem Tode seinen Kindern mittheilte.

